

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 36 (1956-1957)
Heft: 10

Artikel: Albin Zollinger
Autor: Häny, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160589>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 24.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und der Geist, der wesensmäßig frei und diese Freiheit zu genießen berechtigt ist, umfaßt eine dichterische Gesamtleistung, in der die Wirklichkeit unseres Menschendaseins in dieser Zeit zu bleibenden Figuren, zu dauernden Visionen gestaltet wurde. Nur aus dem Vollkommenen entbindet sich die totale Erregung des Gemüts und des Geistes, deren heiterer Ernst uns erbaut und erweitert. Nur im Gelungenen wird die Welt zum Geschenk.

ALBIN ZOLLINGER

Zu den Gedichten Albin Zollingers, ausgewählt von Emil Staiger
(Atlantis-Verlag)

Im Alter von noch nicht 47 Jahren ist Albin Zollinger am 7. November 1941 in Zürich gestorben. Sein schwieriger, zwiespältiger Charakter, sein ungleiches Temperament mögen die Hauptschuld tragen, daß er so früh sich verzehrte. Er schonte weder sich noch die andern, und am härtesten setzte er denjenigen zu, die ihm die liebsten waren. Er war ein begnadeter Lyriker, gewiß; aber ebensowohl, wie ihn die Stille seines «Bauernlandes» anzog, zog ihn auch wieder die Zeit: er politisierte und polemisierte, führte literarische Fehden, kurzum, er «war dabei». Und dies nicht etwa aus Streitsucht — war er doch ein grundgütiges Gemüt und am wenigsten ein Besserwisser! Der Feigheit, der Lauheit, der selbstgerechten Behaglichkeit und dem Muckertum hatte er den Krieg erklärt, und wer Krieg führt, schießt wohl mitunter auch über das Ziel hinaus. Die fiebrigen Kriegs- und Krisenjahre steigerten das alles noch. Er schonte sich nicht, und die Zeitläufte schonten ihn wahrlich auch nicht. Er war Dichter, aber er mußte als Lehrer sein Brot verdienen; seinen Roman «Pfannenstiel» schrieb er im März und April 1940 zwischen zwei langen Aktivdiensten und neben der täglichen Schularbeit!

Die gerade Art, wie er sich dem Zeitgeschehen stellte, nötigt uns Achtung ab, auch da, wo wir den Dichter gern auf stilleren Wegen sähen. Wenn er sich den Sorgen des Tages auch niemals entzog, kämpferischer Republikaner, der er war — so wußte er dennoch, daß diese Sorgen *ihn* seinem innersten Selbst entzogen¹⁾.

Über die Wälder grün
Stapfen goldene Morgen.
Ich bin und bin,
Aber ich denke nur Sorgen.

Was ich bin, liegt tief innen verloren,
Kein Schlummer dringt tief genug bis zu ihm... (S. 122)²⁾

Wo hat Albin Zollinger sich selber gefunden? Seine Prosawerke fesseln und verstoßen zugleich. Ein Romancier ist er gewiß nie gewesen; nie gelangt er zu einem epischen Behagen, zu einer organischen Handlung, die sich langsam aus sich selber ent-

faltet. Wilde Diskussionen füllen diese Bücher vom «Halben Menschen» bis zum «Bohnenblust»; alle zeitgenössischen Probleme rührt er auf. Da ist er Zeitkritiker, aber nicht Epiker. Oder dann schweift er ins Lyrische aus — und entgeht auch so dem Erzählen. Auch ist es unbestritten, daß er seine privaten Probleme zu unmittelbar abreagiert hat. Also Romane sind diese Romane gewiß nicht! Aber was kümmert uns die Form? Ein Buch wie der «Pfannenstiel» ist jedenfalls fesselnd genug, daß wir es lesen und wiederlesen. Und es ist auch viel zu wenig bekannt, daß Albin Zollinger schöne Erzählungen geschrieben hat. Wie präzise und leidenschaftlich ist das «Labyrinth der Vergangenheit»³⁾, wie gelöst und versöhnlich ist «Das Gewitter»⁴⁾!

Mehrere Kritiker haben, aus den angedeuteten Gründen, sein Gelingen auf die Gedichte eingeschränkt, und auch *Emil Staiger* weist in seinem schönen Nachwort in diese Richtung. Dennoch gestehe ich, daß es mir bei der Trennung in einen gleichsam vergänglichen Prosaisten und einen unvergänglichen Lyriker nicht wohl wird. Vielmehr scheinen mir diese Zwillinge, der Prosaist und der Lyriker, ihre Unsterblichkeit geteilt zu haben wie weiland Kastor und Pollux. So wie nun Emil Staiger mit sehr viel Takt und Feingefühl eine Gedichtauswahl geschaffen hat, die Zollingers lyrische Leistung klärt und steigert, so müßte man eine *Prosaauswahl* schaffen und als zweiten Band neben diesen ersten stellen; dann hätten wir zwar keine Gesamtausgabe, aber den Dichter in seiner stärksten Präsenz. Es gibt Miscellen, Kurzprosa von berückendem Zauber wie die «Kieselsteine»⁵⁾; es gibt schön ausgewogene kleine Erzählungen wie die «Russenpferde»⁶⁾ und endlich auch große Erzählungen vom Rang des «Gewitters». Es mag sein, daß, diese beiden Bände nebeneinandergestellt, die Gedichte immer noch schwerer wögen, denn die besten von ihnen sind gar zu köstlich — aber auch die Prosa vermöchte dann erst recht ihren Zauber zu entfalten, und es wäre gewiß ein schöner Wettstreit des Dichters mit dem Dichter!

Doch dies sind Sorgen für später. Vorerst haben wir für diesen Gedichtband zu danken, der Albin Zollingers Sammlungen «Gedichte», «Sternfrühe», «Stille des Herbstes» und «Haus des Lebens» in einen Band zusammenzieht. Wer dieses Buch durcharbeitet, erlebt das seltene Vergnügen, auf knappem Raum einem großen Lyriker zu begegnen. So wächst auch die Versuchung, auf Grund dieser Auswahl, die Zollingers innerstes Wesen faßlicher macht, sein Weltbild nachzuzeichnen — das Weltbild des Lyrikers, gewiß! Denn trotz Vorbehalten bleibt es doch wahr, daß der Dichter als Lyriker sein eigentlichstes Wesen offenbart hat.

* * *

Wo er alles Persönliche weglagt, seinen Haß und seine Liebe, wo er die Stille des Herbstes beschreibt oder die tiefe Gelassenheit — da hat der Dichter sich selbst gefunden. Sein Persönlichstes weiß wenig mehr von seiner Person und nichts mehr von seinen Sorgen. Die flimmernde Bewegung von Raum und Zeit steht still. Der eigentliche Seinszustand ist erreicht, das, was der Dichter «die Verträumung» nennt. Dann geht er auf schmalen Grat zwischen Himmel und Erde, zwischen den ätherischen und kreatürlichen Kräften, so wie es der Schluß des Gedichtes «Gratwanderung» ausdrückt:

So über alles erhoben, schwankt das beseligte Herz,
Göttlicher Höhen teilhaftig, der Erde doch freundlich verbunden.
Träumen und Wandeln am Rande, wie lange währt's?
Unbewegt dämmert der blaue Born unserer Stunden. (18)

Ein bedeutender Teil der Gedichte beschwört Landschafts- und Erinnerungsbilder. «Ich bin wahrscheinlich eine *idyllische Natur* im schlechten und guten Sinne», heißt es in einem Brief an Traugott Vogel⁷⁾. Erinnerung an die Kindheit, Verklärung des Bauernlandes — das gemahnt an einen liebenswerten Dichterrahmen aus dem 18. Jahrhundert, Johann Gaudenz von Salis-Seewis. Ein Thema wie «Dorfsonntag» könnte Salis ebenso duftig, ebenso sangbar behandelt haben. Aber freilich hätte er sich auf die Be-

schreibung der Realitäten beschränkt, während Zollinger sogleich darüber hinaus ins *Transzendente* drängt.

Im gleichen Maße nämlich, wie seine Verse ins Erdige des Bauernlandes eingehen, weht auch ein jenseitiger Himmels- und Schneeglantz, ein Anhauch von Ferne herein:

Du aber blühst mir, höhere Welt der Gesichte! (22)

In diesem Gedicht, «Abendgebirge» betitelt, leuchtet der ferne Firn berückend über die mühselige Gegenwart der Gassen. Hier trennen sich Nähe und Ferne, Wirklichkeit und Gesicht in ein Unten und Oben. Unten die Mühsal aller Greifbarkeit, oben die Lust der Gesichte. Oft läuft aber die unmerkliche Grenzlinie, die Reales und Visionäres trennt, mitten durch alle Dinge hindurch. Ja mehr noch: die Dinge werden erst ganz sie selber, wenn sie trotz ihrer Dinglichkeit am «Ewigen» teilhaben. «Ach, alle Dinge sind blind./Die nicht im Tiefen des Ewigen träumen!» sagt das Gedicht «Mein Waldlied».

Die Lust, das Greifbare und das Transzendente durch mannigfache Spiegelungen ineinander zu bannen, scheint mir ein Grundzug dieser Gedichte. Ein Blumenduft, ein Lied, ein Vesperglöcklein rührt den Dichter an, und schon bemächtigt sich seiner eine Entrückung, Erinnerungsbilder flimmern an ihm vorüber. Mögen es nun Frauen, Gärten, Lampenlichter, Kasernen, Karusselle sein, an die er denkt — all diese Bilder haben ihre Erdschwere verloren, und in der Flüchtigkeit ihres Ablaufs, in ihrem Verklingen und Verwehen zeigen sie den Zustand der Verträumung an. Die Bilder des Diesseits verwehen in einem Hauche von jenseits.

Und so ist es immer bei Albin Zollinger, daß jede Nähe einer Ferne und jede Ferne wieder einer Nähe ruft. Ein Dorf dämmt «wie Rom», durch das Geäst sieht man Segel fahren, in der Spirale des Schneckenhauses verraten sich die Sternenbahnen. In späten Gedichten wird Nahes und Fernes, Faßliches und Unfaßliches in kühnen Vergleichen zusammengerafft: «Salbei der Golfe», «Krug der Bläue», «Kieswerk von Gewölk».

Man kann jetzt unschwer begreifen, daß die Dimension der Ferne nicht nur das räumlich Ferne, sondern auch das zeitlich Ferne umfaßt. Dem verträumten Dichter vermischen sich Uraltes und Gegenwärtiges, Antikes und Schweizerisches. Darum spricht er von «hellenischem Herbst» oder von «nachmittäglichem Theben», von «Löwenzahn des Marmors» oder von «thebanischem Sonntag». Dies sind Abbrüchlein der Spätzeit; ausführlicher und anschaulicher stellt er Bauernland und Griechenland in seinen mittleren Gedichten nebeneinander. Nebeneinanderstellen ist nicht einmal der rechte Ausdruck; eher könnte man von einem innigen Ineinanderfügen sprechen; die Bilder der Nähe und Ferne sind oft wie Diapositive übereinandergelegt. Nicht ohne Rührung und Ergriffenheit vermag ich den Schluß der «Kindheitsgeschichte» zu lesen:

Du aber, Bachtel, zierlicher Vesuv
Voll Weidengras und Heiterkeit der Lüfte,
Der den Olymp der Griechengötter schuf
In einem Jenseits kühler Wolkenschlufte,

Von deinen Höhen strömt ein stiller Rauch
Und regnet Dämmerung aus Aschenröten,
Pansnachmittag Pompejis, Heidehauch
Und ein Gespinst von Meer und Muschelflöten! (39/40)

Vergangenheit ist eine Ferne und weht wie Firnglanz über das Greifbare, Gegenwärtige herein. Darum die vielen *Kindheitserinnerungen* bei unserem Dichter; er beschwört die Kindheit nicht, um etwas Abgelebtes zurückzurufen, sondern um auch hier ein Törchen ins Ewige aufzutun. Wo es «nach den fernen Feldern» riecht, da riecht es auch «nach Kindheit». «Verklärter Schneeglantz, Kindheit» werden in einem Atemzuge genannt. Und wenn Zeit und Ewigkeit, Nähe und Ferne, Diesseits und Jenseits sich

wundersam vermischt haben, dann gibt es für den Verträumten auch kein Außen und Innen mehr. Mehrfach betont er dies: daß jenes «Kieswerk von Gewölk» nicht außen sei, sondern in ihm selber, daß der blühende Frühlingsbaum ihm im Herzen wurzle. Es ist ein herrlicher Schwebезustand erreicht, alle irdische Begrenztheit ist glücklich gelockert:

Wo bin ich? In der Schwebе der Zeit, in der Spiegelung
Blauen Jahrhunderts
Verwirren mich
Innen und Außen der Welt! (83)

* * *

Aber freilich hat diese Lyrik auch eine düstere Nachtseite. Den beiden letzten Strophen der «Kindheitsgeschichte», die ich zitiert habe, gehen drei finstere voraus. Sie beschwören den Gasgeruch des Fabrikkanals, worin Ertrunkene verwesen; das geisterhafte Tosen der Spinnerei; Hunger, Kummer und Krieg, die im Antlitz des Bauern «dunkeln». Es sind dies uralte, dämonische Fatalitäten, von denen der Mensch mit dem besten Willen nicht loskommt. Gegenüber der olympischen Heiterkeit der Lüfte gibt es einen unteren Rand von Gottes Welt, der voll Dämmerungen und «traurig» ist⁸). Neben der lichten Entrückung kennt der Dichter auch eine dunkle, die niederzieht. Die Ewigkeit kann einen auch von unten her heimholen! In der Erzählung «Labyrinth der Vergangenheit» wird berichtet, wie sich zwei allzu hochgemute deutsche Jünglinge in den Katakomben Roms tödlich verirren. Sie haben die Macht der Vergangenheit gezeugnet, übermütig an die Überlegenheit ihrer Gegenwart geglaubt, und nun verlieren sie sich tief in diesen uralten Gängen und sinken «wie in Moorgrund». «Die Ewigkeit erwies sich als ein Stillstand in Finsternis, die Schrecknisse nahmen kein Ende.» Einsinken wie in Moorgrund: dieser Ausdruck ist beispielhaft. Enthält doch schon das friedliche Gedicht «Waldmoor» den Hinweis:

Die Ufer bröckeln braun in ihre Tiefen,
Dann läuft ein Lächeln über das Gesicht
Von fettigem Behagen und von schiefen
Gierigen Grausamkeiten ohne Licht. (55)

In Mooren, Sümpfen, Kanal und Wuhr lauert das schwarze Wasser, das niederzieht. Es ist eine Todesverlockung, die da den Menschen von unten ansaugt. Albin Zollinger hatte einen starken Hang zur Schwermut. Seine Verträumung träumt sich in Wolkenräume, aber nur zu gern auch ins Dunkle, Schlammige hinab. Er liebt zwar das Reh, aber er liebt auch — das Krokodil! Wie präzise, humorig und schauerlich zugleich beschreibt er im Gedicht die Krokodile! Sie sind vollziehende Organe jener unteren Finsternis, sind da, wo man eingeht «in Höllenbreiten/Der Tierheit, in Geschling der Gier». Aber nicht nur Gewässer, ganze Nächte sind voll von dieser Schwärze; jene Nächte, durch die um die Adventszeit die Fabrikmädchen angstvoll heimgehen:

Man sieht nicht recht, will es schnein, die Schwärze steht windstill und vage.
Einmal im Schilfe streift sie ein Falter Gas.
Einmal, ein Vogel, ein Mensch der ertrinkt, eine Klage
Seufzt, schaurig unter den Schuhen das pfeifende Gras. (28)

Da fühlt man sich lebhaft an Trakl erinnert; auch er kennt neben einem oberen Raum der Verklärung eine Unterwelt der Raben und Ratten, der Tümpel, Kanäle und Abwässer. Während sich aber Trakl der Faszination des Bösen stumm übergibt, bewahrt Zollinger trotz seiner düstern Ergriffenheit doch immer einige Kritik, einigen Humor. Darin mag sich etwas Schweizerisches bezeugen, denn wir Schweizer lieben es nicht, uns unsern Gefühlen völlig anheimzugeben.

Die Türen von der Zeit hinüber in die Ewigkeit sind nie verschlossen, immer nur leise angelehnt. Darum das allgegenwärtige, sanfte *Todesgefühl* in diesen Gedichten. Die Verträumung und die «Landschaft am Lethe» sind sich innig verwandt. Darum war dem Dichter auch der Herbst die liebste Jahreszeit, weil die Fülle seiner Fruchtbarkeit schon allenthalben ein wenig von Tod umwittert ist:

Sanft dunkelt das tiefe Zuhause gebrochener Lüfte, die Landschaft am Lethe,
Der Sommer verwelkt, und Verträumung füllt Gärten des Himmels, balsamische Beete.
(26)

In solchen Stücken finden wir Albin Zollinger im vollkommensten Besitz seiner Meisterschaft: seine Herbstlandschaft steht noch da in ihrer Fülle, heiter und gegenwärtig, und Nacht und Tod rühren sie erst unmerklich an. In den späten Gedichten ändert sich dies: die Sichtbarkeiten dieser Erde, die Farben und Formen treten zurück, die Syntax wird schmal und durchgeistigt. Albin Zollinger strebt aus der Mitte seiner Welt ihrem oberen und zugleich auch ihrem unteren Rande zu. Er nähert sich dem absoluten Licht oder der absoluten Finsternis an. Ein Gedicht wie «Kelchglas im Spiegel» ist nur noch geistiges Spiel, Spiegelung, stofflose Schwebung. Und ähnlich steht es mit den «Italienischen Gärten» oder dem «Golf von Ägina». Auf der andern Seite haben wir Stücke wie «Schwarze Blume Nacht», «Nacht im Zimmer» oder «Schlaftrunkenheit», wo die Finsternis übermächtig hereinquillt. Höchstens daß diese späten Gedichte noch zwischen Licht und Finsternis wechseln; jene farbenfreudige Beschwörung des Bauernlandes ist verlorengegangen. Ihrem Gehalt nach sind es kosmische Phantasien, die er jetzt dichtet. Das reine Licht und die reine Finsternis sind Extreme, und sie berühren sich in dem, was dicht hinter ihnen steht — dem Tod. Der Dichter nähert sich jetzt auch biographisch seinem Tode.

* * *

Die beispielhafte Treue, mit welcher Freunde wie *Traugott Vogel* unermüdlich auf Albin Zollinger hingewiesen haben, ist nicht unbelohnt geblieben. Er ist heute, fünfzehn Jahre nach seinem Tod, erst eigentlich im Kommen, und es wird sich zeigen, daß er zu den wirklich bedeutenden Schweizer Dichtern gehört. Für seine Lyrik lassen sich heute schon brauchbare Maßstäbe anwenden; dagegen wird wohl noch einige Zeit verstreichen, bis man die Prosa genauer überblicken wird. Die Gerechtigkeit geht ihren äußerst langsamen, aber unerbittlichen Gang — sogar in poetischen Dingen, die so oft nur der Mode und der Willkür unterworfen scheinen.

Arthur Hänny

1) Vgl. Pfannenstiel, S. 171: «Ich machte mich laut mit Tadel im Versäumnis der Leistungen in der Stille!» 2) Alle hier zitierten Gedichtpartien stammen aus der neuen Auswahl. 3) «Der Bogen», Heft 2, Tschudy-Verlag, St. Gallen 1950, herausgegeben von Traugott Vogel. 4) Atlantis-Verlag, Zürich 1943. 5) «Der Bogen», Heft 38, Tschudy-Verlag, St. Gallen 1954. 6) Atlantis, September 1951. 7) Albin Zollinger, Briefe an einen Freund, ausgewählt und eingeleitet von Traugott Vogel, Tschudy-Verlag, St. Gallen 1955, Seite 66. 8) Seite 72 der neuen Gedicht-Ausgabe.